

© 1982 by Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen

REDAKTIONELLE BEMERKUNGEN

Die *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* ist eine neue Folge der von 1921 bis 1934 in zwölf Jahrgängen erschienenen *Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie*, deren erste beiden Jahrgänge unter dem Titel *Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaft* erschienen. Dieser 34. Jahrgang der „Zeitschrift“ bildet in der Reihenfolge der „Vierteljahrshefte“ den 46. Jahrgang. Alle redaktionellen Zuschriften und Sendungen bitten wir nur an die Redaktion der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Lindener Allee 15, D-5000 Köln 41, zu richten. Geschäftliche Zuschriften, Anzeigenaufträge usw. werden nur an den *Westdeutschen Verlag*, Postfach 5829, D-6200 Wiesbaden, erbeten.

Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 11 vom 1. Januar 1981.

Wir bitten, alle Besprechungsexemplare der neu erschienenen Werke der Soziologie und auch aus dem engeren Kreis der Nachbarwissenschaften nur an die Redaktion zu senden. Die Auswahl der Arbeiten zur Rezension behält sich die Redaktion vor. Rücksendungen unverlangter Bücher können nicht vorgenommen werden. Merkblätter für die Erstellung druckreifer Manuskripte stellt die Redaktion auf Anfrage zur Verfügung. Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt. Alle Autoren sind daher gebeten, eine Kopie ihrer Arbeit für die eigenen Akten zurückzubehalten. — Jährlich erscheinen vier Hefte im Gesamtumfang von ca. 800 Seiten. Der Bezugspreis beträgt für das Einzelheft DM 34,—, Jahresbezugspreis DM 112,—, Jahresabonnement für Studenten gegen Studienbescheinigung DM 62,—, jeweils zuzüglich Versandkosten. Die angegebenen Bezugspreise enthalten die Mehrwertsteuer. Das Sonderheft des laufenden Jahrgangs wird je nach Umfang berechnet und den Jahresabonnenten bei Bezug im Jahr des Erscheinens mit einem Nachlaß gegen gesonderte Rechnung als Drucksache geliefert. Die Hefte sind durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag zu beziehen. Bei Abbestellungen gilt eine Kündigungsfrist von 3 Monaten vor Jahresende.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form — durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren — reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder benutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gemäß § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG WORT, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 8000 München 2, von der die Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

Druck und Buchbinderei: Lengericher Handelsdruckerei, 4540 Lengerich/Westf.

Die „Kölner Zeitschrift“ wird in den folgenden Informationsdiensten erfaßt: *Social Science Citation Index* und *Current Sociology*, des *Institute for Scientific Information* (325 Chestnut Street, Philadelphia, Pa. 19106, USA); *sociological abstracts* (P.O. Box 22206, San Diego, Ca. 92122, USA); *Bulletin Signalétique* (Centre de Documentation Sciences Humaines, 54, Bd. Raspail, B.P. 140, 75260 Paris); *prd, Publizistikwissenschaftlicher Referatedienst* (Institut für Publizistik und Dokumentationswissenschaft, Hagenstr. 56, 1000 Berlin 33); *SRM, social research methodology abstracts* (SRM-Documentation Centre, P.O. Box 1738, 3000 DR Rotterdam, Niederlande).

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie

Herausgegeben von René König, Friedhelm Neidhardt und
M. Rainer Lepsius

34. Jahrgang 1982

Jahresinhaltsverzeichnis

Westdeutscher Verlag

KONTROLLBEWUSSTSEIN

Grundvorstellungen zur eigenen Person und Umwelt bei jungen Arbeitern¹

Von Ernst Hoff

1. Zur Einführung

Der „Locus of Control“ oder das Kontrollbewußtsein wird seit den sechziger Jahren als immer wichtigeres Merkmal zur Beschreibung von Persönlichkeitsunterschieden angesehen. Dabei gilt als die entscheidende Frage, ob Menschen die Ursachen für ihr Verhalten bzw. damit verknüpfte Ereignisse in sich selbst oder außerhalb ihrer eigenen Einflußmöglichkeiten lokalisieren, ob sie ihr Leben als von innen oder von außen bestimmt begreifen.

Einerseits scheint nun die starke Resonanz des Kontrollkonzepts, das von Rotter (1966; Rotter u. a. 1962) im Rahmen einer neobehavioristischen Theorie entwickelt worden war, für sich selbst zu sprechen. Um zu belegen, wie zentral die Unterscheidung zwischen internaler und externaler Kontrollorientierung ist, könnte man weiter auf die Verwandtschaft mit klassischen Begriffspaaren verweisen: mit Autonomie und Heteronomie, mit Selbst- und Fremdbestimmung, mit Innen- und Außenlenkung. Wenn auf derart ähnliche Bedeutungsgehalte aufmerksam gemacht wird (z. B. Meyer 1973), so fehlt meist auch nicht der Hinweis auf den Entfremdungsbegriff². Darüber hinaus ließe sich deutlich machen, warum gerade dieses Persönlichkeitsmerkmal in seiner Entwicklung, Veränderung oder Verfestigung kaum losgelöst vom Prozeß gesellschaftlicher Arbeit betrachtet werden kann (vgl. Frese 1977); und schließlich könnte man auf bereits vorliegende empirische Arbeiten zum Zusammenhang von Kontrollbewußtsein und unterschiedlichen Arbeitsbedingungen eingehen (Andrisani und Nestel 1976; Hobner und Walter 1981).

Auf der anderen Seite drängen sich jedoch grundsätzliche Bedenken auf. Die scheinbar so zentrale Frage, ob die Ursachen eigenen Handelns und die Determinanten des eigenen Lebens innen oder außen zu suchen sind, erscheint als unsinnig oder besser: als von vornherein falsch gestellt. Um nicht mißverstanden zu werden: Hier soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß es Menschen geben mag, die an innere oder äußere Determinanten glauben. Mit der Fragestellung wird jedoch von vornherein ausgeblendet, daß es vielleicht auch Menschen gibt, die vernünftiger Weise innere und äußere Faktoren zugleich für ihr Handeln und Leben verantwortlich machen.

Dem Leser, der mit der psychologischen Paradigmendiskussion vertraut ist, wird sofort auffallen, daß ein bekannter Einwand geäußert wird. Auch dort weist man aus interaktionistischer Perspektive die Fragen, ob die Person oder die Situation, ob Anlage oder

Umwelt das Verhalten bestimmen (bzw. welche Varianzanteile welcher Seite zuzurechnen sind), als Scheinfragen zurück.

Damit ist der Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen markiert. Hier geht es nicht so sehr um den Stand der Forschung zum Kontrollkonzept (vgl. dazu Phares 1973; Lefcourt 1976). Statt immanenter Fragen und Probleme der Tradition im Anschluß an Rotter werden zunächst kurz sozialwissenschaftliche Grundpositionen vorgestellt (Abschnitt II). Die anders akzentuierte und neugefaßte Konzeption, die in diesem Beitrag vorgelegt werden soll, resultiert nun gleichermaßen aus zwei verschiedenen Gedankengängen. Einmal ergibt sich fast zwingend aus den metatheoretischen Erwägungen die Konsequenz, künftig auch nach einer von Situation zu Situation flexiblen Orientierung (sowie nach intrasituativer Gleichzeitigkeit) externer und interner Faktoren zu fragen. Der andere, eigentlich leitende Gedanke geht von der Tatsache aus, daß uns beim „Locus of Control“ so deutlich wie in keinem anderen persönlichkeitspsychologischen Konstrukt dieselbe Unterscheidung wiederbegegnet, die auch für die wissenschaftlichen Paradigmen konstitutiv ist, die zwischen „Innerem“ und „Äußerem“. Erstaunlich erscheint nun, daß eine Überlegung bislang noch nicht auf das Kontrollkonzept übertragen wurde³, die sonst attributionstheoretisch durchaus geläufig ist: Warum sollten sich die wissenschaftlichen Paradigmen (und zwar sämtliche, also auch das interaktionistische) nicht im Alltag gewissermaßen als individuelle Paradigmen wiederfinden lassen? Folgt man dieser Analogie in ihrer ganzen Tragweite, so wird das Kontrollkonzept in einem viel tieferen Sinne zentral: nämlich als umfassende Sichtweise, mit der Menschen die Beziehung zwischen sich selbst und ihrer Umwelt deuten; als übergeordnete Grund-Vorstellung, auf die sich möglicherweise andere, spezifischere Persönlichkeitsdimensionen und Einstellungen zurückführen lassen.

Angeleitet von einer solchen Analogie sollen im Hauptteil dieses Beitrags (Abschnitt III) hypothetische Formen von Grundvorstellungen unterschieden werden: Die üblichen Kontrollorientierungen, die externale und die internale, entsprechen zwar Standpunkten, wie sie auch in der Persönlichkeitspsychologie als diametral entgegengesetzte gelten. In Abgrenzung gegenüber einer interaktionistisch-flexiblen Form können sie jedoch gemeinsam als deterministisch-rigide charakterisiert werden. Als Pendant zu einem vorwissenschaftlichen „Paradigma“ könnte man schließlich eine weitere Grundvorstellung fatalistisch-schwankend nennen.

Diese hypothetischen Formen scheinen sich auch als empirische zu bewähren. Denn es können ihnen geradezu exemplarisch reale Vorstellungen zugeordnet werden, wie sie in intensiven Interviews mit jungen Facharbeitern geäußert wurden. Eventuell an den Titel geknüpfte Erwartungen, in diesem Beitrag würden Ergebnisse zur Häufigkeit bestimmter Kontrollorientierungen angesichts bestimmter Arbeitsbedingungen vorgelegt, können natürlich nicht mit wenigen, hier zugrundeliegenden Fallstudien eingelöst werden. Damit läßt sich nur demonstrieren, daß solche Formen überhaupt vorkommen – und zwar besonders die neu konzipierten; und überdies bei jungen Arbeitern.

Auch wenn deren Äußerungen in erster Linie illustrativ eingesetzt werden (wenn also noch nicht in diesem Zusammenhang die Methode der Datengewinnung zur Diskussion steht), wird damit ein methodologisch interessanter Punkt⁴ sehr deutlich: Die standardisierten Instrumente, die zur Erfassung des „Locus of Control“ üblich sind, gehen

nicht nur an den hier neu hinzukommenden Formen ganz und gar vorbei, sondern sie verhindern a priori deren Erfassung. Am Beispiel des Kontrollkonzeptes läßt sich also zeigen, wie stark mit den theoretisch impliziten Paradigmen bereits auch für die Ebene von Operationalisierung und Datenerhebung Vorentscheidungen getroffen sind.

II. Wissenschaftliche Paradigmen⁵

In der *Persönlichkeitspsychologie* setzte vor etwa einem Jahrzehnt – übrigens gleichzeitig mit der schlagartig zunehmenden Beliebtheit des Kontrollkonzeptes – eine sehr heftige Kontroverse ein (vgl. *Endler* und *Magnusson* 1976). Zu Beginn wurde von behavioristischer Seite aus sehr radikal das Unbehagen an der traitpsychologischen Forschung artikuliert. Dabei ging es sofort um den paradigmatischen Kern, das Kausalitätspostulat des „*Personalismus*“: nämlich um die Annahme, Verhalten werde stark einseitig durch Persönlichkeitseigenschaften bestimmt. Wenn diese Eigenschaften (aber auch Triebe, Motivationen; und in analoger Weise auch Attitüden) nicht explizit als psychische Entitäten oder Anlagen gesehen wurden, so blieben sie in der mehr auf Deskription gerichteten faktorenanalytischen Forschung doch zumindest weitgehend nicht hinterfragt. Eng verknüpft mit dem Postulat der Kausalität ist außerdem das der Konsistenz: Es macht keinen Sinn, situativ einzelntes Verhalten auf psychische Entitäten zurückzuführen. Vielmehr bezieht die Annahme genereller und stabiler Eigenschaften erst ihre Berechtigung aus der Vorhersage des von Situation zu Situation ebenso gleichbleibenden, offenen Verhaltens. An diesem Punkt setzte nun die behavioristische Kritik gestützt auf empirische Befunde ein. Konsistenz des offenen Verhaltens ließ sich in nur höchst bescheidenem Umfang nachweisen.

Umgekehrt erschien auch die extreme Gegenposition eines behavioristischen „*Situationalismus*“ schwer haltbar. Kritisiert wurde daran ebenfalls sofort das zentrale, nun entgegengesetzte Postulat einer allzu einseitigen Bestimmung von Verhalten als Reaktion auf Stimuli. Der Situationsbegriff wird darüber hinaus besonders auf äußere Reize verengt: Je nach dem Wechsel der Situation d. h. der äußeren Umstände oder Umweltbedingungen, variiert das Verhalten. Die Verursachung durch Umweltfaktoren erklärt zugleich das Ausmaß der Inkonsistenz des offenen Verhaltens.

So überzogen diese Positionen auch gegeneinander ausgespielt wurden – und insofern natürlich reichlich Gelegenheit boten, nun mit Hinweis auf diese Attrappen endlich einen scheinbar vermittelnd-differenzierenden Standpunkt anzubieten – so sehr eröffnet sich mit dieser Konfrontation auch eine Sichtweise, die mir für die Analogie zum Kontrollbewußtsein wesentlich erscheint. Gerade in der extremen Gegenüberstellung wird die tiefer liegende Gemeinsamkeit beider Denkfiguren erkennbar. Der paradigmatische Kern kann mit *Elias* (1976) durch die Vorstellung von „homo clausus“ charakterisiert werden. Für „trait“-Konzepte erscheint dabei die in der Persönlichkeitspsychologie wohlbekannte Metapher des in seiner Haut eingekapselten Individuums besonders treffend. Hier bestimmt das „Innere“ stärker das „Äußere“. Im Behaviorismus dominiert dagegen dieses „Äußere“; aber noch im Bild von der „black box“, dem durch Wände gegenüber der Außenwelt abgetrennten Behälter, der allmählich per Lernen gefüllt wird,

drückt sich klar das grundsätzliche Denkmodell vom „homo clausus“ aus. Erst wenn man das „Innere“ als vom „Äußeren“ strikt getrennt begreift, wird eine einseitige Determinationsrichtung – sei es die der Umwelt durch die Person oder die der Person durch die Umwelt – möglich. Damit wird verständlich, warum beide, auf den ersten Blick völlig konträre Positionen solange innerhalb einer Disziplin nebeneinander vertreten oder ineinander überführt werden konnten.

Gegenüber einem einseitigen Determinismus läßt sich dann auch am besten die Grundvorstellung des „*Interaktionismus*“ abgrenzen: Zwischen „Innerem“ und „Äußeren“ existiert eine ständige Interaktion, ein dialektisches Verhältnis. Individuum und Umwelt lassen sich nicht jeweils für sich begreifen und analysieren. Einerseits wird die Person ständig von Umwelt bestimmt, andererseits ist Umwelt stets eine subjektiv wahrgenommene und interpretierte. Personen stabilisieren sie nicht nur in reaktivem Verhalten, sondern verändern sie auch in aktivem, zielgerichteten Handeln. Obwohl eine solche Position in der Geschichte der Psychologie keineswegs neu ist (vgl. *Ekehammar* 1974), und z. B. bei *Lewin* (1963) programmatisch formuliert wurde, mußte sie in der neueren Diskussion quasi wiederentdeckt werden (vgl. vor allem die Beiträge von *Alker*, *Bem*, *Endler*, *Mischel* und *Bowers*, in: *Endler* und *Magnusson* 1976).

Diese drei grundlegenden Denkfiguren begegnen uns – wenngleich in anderer Form – auch in der *Entwicklungspsychologie* wieder: Entsprechend der zugrunde liegenden Hauptmetapher (Maschine) für menschliche Entwicklung wird nun die behavioristische Position nicht mehr als „situationistisch“, sondern treffender als „mechanistisch-reaktiv“ charakterisiert. In ihrer Gegenüberstellung bezeichnen *Reese* und *Overton* (1970) die konträre Position als organismisch-aktiv (Hauptmetapher: biologischer Organismus). Damit sind nun allerdings nicht extrem statische Eigenschaftskonzepte gemeint, die sich entweder von vornherein gegenüber einer entwicklungspsychologischen Ausweitung sperren oder mit denen sich eher eine Vorstellung von Entwicklung als quantitative Zu- bzw. Abnahme verbindet. Als organismisch werden vielmehr verschiedene Kompetenz- oder Stufenkonzepte charakterisiert. Im Vergleich zu den mehr deskriptiven trait-psychologischen Ansätzen sind diese Konzepte theoretisch weitreichender – nämlich auf die Erklärung der Dynamik von Entwicklung gerichtet. Personalistisch können auch sie jedoch insofern genannt werden, als sich diese Dynamik vor allem auf das „Innere“ bezieht. Im Gegensatz zu solchen inneren Prozessen (etwa von Akkommodation und Assimilation), stehen in der Außenwelt statische Aspekte im Vordergrund. Die dritte Denkfigur, in der die beiden anderen wiederum „aufgehoben“ sind, wird am deutlichsten von *Riegel* (vgl. vor allem 1975, 1978) vertreten. Auch die interaktionistische Position läßt sich nun bezogen auf Entwicklung anders bezeichnen: als dialektisch-dynamisch. Wenn zwischen Person und Umwelt eine permanente Interaktion behauptet wird, so müssen auch beide Seiten als in sich dynamische begriffen und in ihrer Dynamik wechselseitig aufeinander bezogen werden.

Die Feststellung, daß die interaktionistische Grundannahme selbstverständlich bzw. eigentlich trivial sei, geht sicher an der Realität wissenschaftlich herrschender Tendenzen vorbei. Das gilt für weite Bereiche nicht nur der Psychologie, sondern auch der *Soziologie* (die *Elias* mit dem Vorwurf des unreflektierten Menschenbildes vom „homo clausus“ vor allem im Blick hatte). Ein Allgemeinplatz ist diese Annahme allerdings in der

symbolisch-interaktionistischen Tradition im Anschluß an Mead (1968). Bevor ich auf Formen des Kontrollbewußtseins in Analogie zu den drei eben genannten wissenschaftlichen Paradigmen eingehe, sollen an dieser Stelle nur kurz einige Ähnlichkeiten zwischen Vorschlägen in der psychologischen Interaktionismuskonzeption und interaktionistisch-rolletheoretischen Konzepten erwähnt werden (ungeachtet der sonst z. T. beträchtlichen theoretischen Diskrepanzen): Hier wie dort wird nicht von „Eigenschaften“ gesprochen, sondern es geht um Verhältnisse und Relationen zwischen „Innerem“ und „Äußerem“. Z. B. bezieht sich ein Begriff wie Rollendistanz darauf, wie Personen externe Anforderungen durch Personen, Rollen oder Normen mit internen Impulsen, Wünschen oder Zielen vereinbaren. Hier wie dort könnte man von Persönlichkeits- bzw. Identitäts-„Strategien“ sprechen, die eine zeitliche Konsistenz aufweisen. Nur ist eine solche Konsistenz nicht allein ablesbar am zeitlich gleichbleibenden, beobachtbaren Verhalten. (In der persönlichkeitspsychologischen Diskussion wird sogar die letztgenannte Art ganz offensichtlicher Konsistenz als Extremfall, als Merkmal psychischer Störung erwogen. Das flexible, unterschiedliche Verhalten wäre dann als übergeordnetes Charakteristikum psychischer Gesundheit zu betrachten.) Eine demgegenüber tieferliegende Konsistenz bezieht sich vielmehr auf eine funktionale Äquivalenz. Gerade dann, wenn z. B. gleichbleibende interne Strebungen mit unterschiedlichen externen Anforderungen abgestimmt werden, wird sich dies in unterschiedlichem beobachtbaren Verhalten äußern.

III. Formen des Kontrollbewußtseins als Grundvorstellungen der Beziehung zwischen eigener Person und Umwelt

Die Unterscheidung von hypothetisch möglichen Formen des Kontrollbewußtseins, die in nebenstehendem Schema vorgestellt wird, orientiert sich nun eng an den eben genannten wissenschaftlichen Paradigmen. Die These ist, daß es sich bei den wissenschaftlichen und bei den individuellen um identische Denkfiguren handelt, auch wenn sie z. T. höchst unterschiedlich entfaltet und ausformuliert werden. Die Beziehung zwischen diesen unterschiedlichen Erscheinungsformen kann nicht Gegenstand dieser Überlegungen sein. Es werden also nicht die sicher interessanten Fragen behandelt, inwieweit einerseits die „naiven“ Versionen Vorläufer wissenschaftlicher Theorien sind, und inwieweit andererseits diese Theorien mit den ihnen impliziten Paradigmen bzw. Vorurteilen das Alltagsbewußtsein beeinflussen. Daß es sich aber um dieselben Grundannahmen handelt, soll nicht nur in den graphischen Darstellungen, sondern auch in der ersten Benennung der Formen des Kontrollbewußtseins zum Ausdruck kommen.

Die Form, die hier am „höchsten“ bewertet wird⁶, die uns also als Kriterium zur Beurteilung der anderen dient, ist die *interaktionistische* (ebenso, wie in der Paradigmendiskussion erst von dieser Position her die Konfrontation der beiden anderen als „falsch“ erscheint). Bislang gilt vor allem eine internale Kontrollorientierung als positiv und erstrebenswert. Es dürfte jedenfalls nicht schwerfallen, eine solche Bewertung in der Literatur fast durchgängig nachzuweisen, auch wenn sie häufig implizit bleibt. Um die Problematik dieser Wertung aufzuzeigen, braucht man nur auf bestimmte Arbeitsplätze

hinzuweisen. Wo der eigene Handlungsspielraum etwa durch Vorgabezeiten oder Stückzahlen extrem eingeschränkt wird, ist das Erleben eigener Macht ganz und gar unangebracht. Rotter selbst (1975) hat das Dilemma erkannt, daß sich eine Bewertung der üblichen Kontrollformen eigentlich nicht begründen läßt. Es sei denn, man greift als Maßstab auf eine unabhängig von einzelnen Individuen feststellbare, „objektive“ Kontrolle zurück (vgl. dazu Oesterreich 1979).

Die hier vorgenommene Wertung bezieht sich nun nicht isoliert und pauschal auf eine der beiden Seiten, Person oder Umwelt, „Inneres“ oder „Äußeres“, sondern in erster Linie auf deren *Beziehung*, auf deren spezifisches Zusammenspiel. Von einer Form der wechselseitigen Interaktion, in der beide Seiten im Handeln wirklich veränderbar sind, lassen sich Formen einseitiger Determination abgrenzen. Hier könnte man von reaktivem Verhalten sprechen, wobei z. B. die Rückwirkung der Person auf ihre Umwelt nur als Verfestigung der sie einseitig bestimmenden Faktoren anzusehen wäre. *Deterministisch* werden dann auch die Kontrollüberzeugungen genannt, bei denen Menschen an eine in gleicher Weise einseitige Beziehung glauben, auch wenn die Richtung unterschiedlich – von innen nach außen oder von außen nach innen – gesehen werden kann.

Die zweite Benennung als *rigide* versus *flexibel* bezieht sich auf die raumzeitlich langfristigen Implikationen der (zunächst punktuell definierten) Grundvorstellungen. Je ausschließlicher und einseitiger eine Beziehung als determinierend empfunden wird, desto näher liegt es, die Quelle oder den „Locus“ der Kontrolle *nur* außen oder *nur* innen zu suchen und als zeitlich invariant zu begreifen. Nimmt man dagegen eine permanente Dynamik zwischen beiden Seiten an, so wird man ein Equilibrium wohl als Ausnahme, die situative Dominanz mal der einen, mal der anderen Seite (nach Maßgabe der „objektiven“ Lage) als Regel ansehen.

Erst an dieser Stelle kann eine weitere Form als *fatalistisch-schwankend* charakterisiert werden. Denn dazu gibt es keine wissenschaftlich-paradigmatische Entsprechung. Diese Form, mit der gleich die exaktere Beschreibung eröffnet wird, könnte man geradezu als Gegenstück zu einem wissenschaftlich-systematischen Welt- und Menschenbild (und insofern vielleicht als vorwissenschaftliches „Paradigma“) bezeichnen. Ungeachtet des möglichen Einwandes, Wissenschaft sei nur einer von mehreren Versuchen und dazu der höchst anzweifelhafte, die Welt als geordnet und erklärbar zu begreifen, könnte man Fatalismus als den Verzicht auf einen solchen Versuch, als den Glauben an eine nicht zu ordnende und erklärbare Welt charakterisieren.

A) Die fatalistisch-schwankende Grundvorstellung

Der Vorschlag, eine fatalistische von anderen Formen des Kontrollbewußtseins zu unterscheiden und damit die ursprüngliche, eindimensionale Konzeption Rotters zu erweitern, ist nicht neu und hat bereits mehr Resonanz als andere Differenzierungsvorschläge gefunden. Während Rotter sowohl die Macht anderer Personen als auch den Zufall beim externalen Pol seiner Kontrolldimension lokalisiert, grenzt Levenson (1974) diese beiden Komponenten nicht nur gegenüber einer Dimension internaler Kontroll-

orientierung, sondern auch gegeneinander ab⁷. Bei *Levenson* und späteren Autoren wird die nun eigenständig konzipierte Zufallsorientierung jedoch weiterhin als external etikettiert. Damit bleibt eine begriffliche Unschärfe bestehen, die sich durch die gesamte einschlägige Literatur zieht und deren Klärung besonders für eine exakte Unterscheidung der fatalistischen von anderen Formen unumgänglich erscheint:

Man kontaminiert auf unzulässige Weise den „Locus“ der Kontrolle mit der Art der Interaktion bzw. Determination. Einerseits wird der Glaube an übermächtige Faktoren nur in der Außenwelt external genannt. Andererseits ist mit external die Determination

Schematischer Überblick über Formen des Kontrollbewußtseins als Grundvorstellungen der Beziehung zwischen eigener Person und Umwelt

	A	B		C
	fatalistisch-schwankend	deterministisch-rigide		interaktionsstisch-flexibel
		(B. 1) external	(B. 2) internal	
1. <i>Situative Grundmuster der subjektiven Einschätzung</i>				
– Faktoren („Locus“, Quelle) von Kontrolle, Einfluß bzw. der Interaktion	externe oder interne oder andere Faktoren	externe (Umwelt-) Faktoren	interne (Person-) Faktoren	externe und interne Faktoren
– Art der Beziehung	determinieren ausschließlich	determinieren ausschließlich oder stark	determinieren ausschließlich oder stark	interagieren
– mit Verhalten/ Handeln	Verhalten	Verhalten	Verhalten	im Handeln
– der Faktoren untereinander	unabhängig voneinander	und (vermittelt darüber) interne Faktoren	und (vermittelt darüber) externe Faktoren	miteinander
– graph. Darstellung dieser Muster von Beziehungen zwischen Umwelt (U), Person (P) und Verhalten (V), Handeln (H)	$ \begin{array}{c} U \rightarrow V \leftarrow P \\ \uparrow \quad \uparrow \quad \uparrow \\ \text{(andere Faktoren)} \end{array} $	$U \rightarrow V \rightarrow P$	$U \leftarrow V \leftarrow P$	$U \leftrightarrow H \leftrightarrow P$
2. <i>Einzelne Situationen übergreifende, raumzeitliche Implikationen und Differenzierungen dieser Grundvorstellungen</i>	in Frage kommen: selbst gar nicht beeinflussbare Faktoren,	in Frage kommen: selbst gar nicht beeinflussbare externe Faktoren, d. h. (b.1) stabil/statische und/oder (b.2) naturgesetzmäßig variable Faktoren	in Frage kommen: selbst gar nicht beeinflussbare interne Faktoren, d. h. (c.1) stabil/statische und/oder (c.2) naturgesetzmäßig variable Faktoren	in Frage kommen: zwar auch alle nicht beeinflussbaren Faktoren (a.1; b.1; b.2; c.1; c.2)

Fortsetzung: Schematischer Überblick über Formen des Kontrollbewußtseins

a.1 externe od. interne oder sonstige, variabel aber willkürlich, nicht als gesetzmäßig erkennbar auftretende Faktoren	externe oder interne, aber statische b.z.w. gesetzmäßig variabel auftretende Faktoren	und/oder selbst zwar prinzipiell interagierende, aber kaum beeinflussbare externe Faktoren, d. h. (b.3) intendierte oder sozial regelhaft variable Faktoren	und/oder selbst zwar prinzipiell interagierende, aber kaum beeinflussbare interne Faktoren, d. h. (c.3) intendierte oder sozial regelhaft variable Faktoren	im Vordergrund stehen jedoch die beeinflussbaren Faktoren bzw. besser: die dynamischen Interaktionen zwischen ihnen. (d.1) Variabel erscheint also das Verhältnis der Faktoren bzw. die Stärke von Einfluß/Beeinflussbarkeit einer Seite in Relation zu der der anderen (denkbar als Extrema wären also b.3, c.3 oder deren Wechsel)
a.2 wie a.1, aber als intendiert vermutete Faktoren	externe oder interne, prinzipiell (jedoch schwer) beeinflussbare Faktoren			

von Verhalten schlechthin gemeint. Weil fatalistische Personen sich ganz und gar als Objekt begreifen, ist es zwar verständlich, wenn sie als „die im eigentlichen Sinne extern kontrollierten“⁸ gelten. Es bleibt dann aber undeutlich, daß eine Determination nicht nur einseitig von außen, sondern unabhängig davon auch von innen heraus möglich ist, ohne daß sich eine Person zugleich als Subjekt ansieht. Daß im Alltagsverständnis vollständige Determination mit der von außen kommenden gleichgesetzt wird, erscheint besonders bei der Beurteilung *anderer* Personen plausibel, weil natürlich extreme Beeinflussbarkeit durch äußere Determinanten viel offensichtlicher als die durch innere ist. Dazu ein Beispiel aus unseren Interviews:

(1) „Wie ick den X. kennenjerlernt habe, da war der X. 'n Stück Knete, wa. Wenn' ick mich mit dem X. unterhalten habe, ja, denn konnt' ick dir genau sagen, mit wem der sich in der Gruppe da vor zwee Minuten unterhalten hat. Aber original! . . . wat der so repräsentiert, is'n hohler Mantel, wa, da kannste gegenkloppen, denn klingt dit, wa, dit is total hohl. Die janzen Meinungen, die janzen Ansprüche, die der vertritt, da steht der überhaupt nicht hinter, wa. Dit is 'ne Papprolle. Dit is also

nur so plakativ mit Bild bezogen und ansonsten is Schluß. . . . und der X. is halt eben der Typ, der an, an seinem Innern da, an seinen Fähigkeiten und an seinen Problemen überhaupt nicht rührt, wa. Der hat also so wenig Persönlichkeit entwickelt, der is so zurückgeblieben in der Persönlichkeitsentwicklung. . . der X. ist also genau dit Beispiel, wa, wat also so'm Jungdlichen widerfährt, wenn er keene Entwicklungsmöglichkeiten sieht. Denn ick seh' da also sehr stark, daß da sein Elternhaus hintersteckt, und so nach dem, wat wir uns da mal unterhalten haben. . . . Aber daß der nie dazu jekomm' is, durch diese äußeren Einflüsse, den' der ständig ausgesetzt war, 'ne Persönlichkeit zu entwickeln, wa, dit war also wirklich dermaßen! Du konnst also wirklich sagen, mit dem hat der sich vor 5 Minuten unterhalten, wa. Der hat also genau den Abdruck jehabt, der hat die Meinung vertreten. . . . Aber heute isset eben wieder so, wa. Der vertritt also den, den typischen mittvierziger Arbeitnehmer, wa. Und, und dit jibt mir doch sehr zu denken, wat aus dem jeworden is. Denn ick bin der Meinung, der X. hat ooch Ansätze, und der hat ooch Entwicklungsmöglichkeiten, wa, der hat sich bloß nie jetraut, wa. Alle ham den in die Ecke jedrückt und keener hat'n jelassen, und der fühlte sich dabei dann irgendwann ooch sehr wohl, weil't immer Leute jab, die sich um ihn jekümmert haben, vielleicht zu sehr."

Wenn sich Menschen *selbst* als Objekte begreifen, muß die Einflußquelle aber nicht unbedingt extern lokalisiert werden. Nicht nur äußere (z. B. Natur-)Katastrophen, sondern auch innere (z. B. als psychisch geltende Krankheiten) könnten hier genannt werden. Oder, um weniger spektakuläre Beispiele anzuführen: in Analogie zu externen Umschwüngen etwa des Wetters könnten interne Schwankungen etwa von Stimmungen oder Launen herangezogen werden. Dazu die persönliche Einschätzung des zuvor fremdbeurteilten jungen Arbeiters:

(2) „... so unjefähr, mal dit, kommt mal wieder wat dazwischen, wat mir nicht jefällt. Meine Krankheit, wa. . . . Ja, dit. Da kann man nücht jegen machen. Das sind eben äußere Einflüsse, kann man dazu schon sagen, wa. Die Krankheit, wa, kann' ich nich aufhalten. . . . Ja, wenn' ick lustig bin, wa, denn jeh't's besser als wenn man irgendwie so. . . . (I: Ja klar, wenn Sie traurig sind, ist das ganz anders). . . . Ja, denn is een schon zuviel allet, ne. . . . Wenn ich lustig bin, denn. . . . ja, denn klappt' et eben besser mit der Arbeit, wa, jeh't dit schneller von der Hand. Wenn man keene Lust hat, wa, denn klappt dit überhaupt nich. . . . Wenn's mal Ärjer jibt mit'n Schieber, wa, denn klappt dit nachher ooch nich. Und denn schiebt man den dit vielleicht zu, wa. . . . (I: Da kann man dann selber nichts machen. . . .) . . . Man will dit schon, aber der will's wieder anders haben, wa. Und denn isset wieder so."

Der Zufall tritt hier unspezifisch in Erscheinung; d. h. er verweist sowohl auf externe als auch auf interne Quellen. Wird er tatsächlich unmittelbar als „Ursache“ anstelle einer genaueren Angabe genannt, so tritt nur deutlicher zutage, daß es um die Erklärung des subjektiv eigentlich Unerklärlichen geht. Unterscheidet man weiter nach Glück oder Pech, wird anders als bei der Differenzierung nach Erfolg oder Mißerfolg die Frage nach der Genese von Handlungen, Ereignissen oder Prozessen von vornherein ausgeblendet. Mit der Bezeichnung *fatalistisch* verbindet sich also vor allem die Bedeutung, daß eine ausschließliche Determination von Verhalten unerklärlich bleibt. Die Überlegung, daß dies nicht nur für äußere, sondern auch für innere Einflüsse gelten kann, ist in einzelnen Situationen nicht so wesentlich. Sie enthält jedoch raumzeitliche Implikationen, die auf die zweite Kennzeichnung verweisen. Dieses „Grund“-Muster wird nämlich *fatalistisch-schwankend* genannt, weil Einflüsse aus ganz unterschiedlichen und voneinander unabhängigen Quellen von Situation zu Situation, von Lebensbereich zu Lebensbereich und von Lebensabschnitt zu Lebensabschnitt als wechselnd wahrgenommen wer-

den. Im Gegensatz zu den als rigide charakterisierten Formen, bei denen durchgängig äußere oder durchgängig innere Kräfte für Verhalten verantwortlich gemacht werden, verleiht hier keine derart simple Strukturierung Sicherheit. Die Welt erscheint ungeordnet oder allzu komplex. Nicht bloß einzelne Einflüsse bleiben unerklärlich; außerdem wird deren raumzeitliches Auftreten, ihre Abfolge als undurchschaubar, unberechenbar und unvorhersehbar erlebt. Bei einem Deutungsmuster, das sich in Redewendungen vom „auf und ab“, dem „hin und her“ oder dem „mal so mal so“ verlaufenden Leben manifestiert, kommt aber möglicherweise zu dem Schwanken zwischen ganz unterschiedlichen Einflußquellen das zwischen Glück und Pech hinzu.

Ist von Fatalismus die Rede, dann meint man gewöhnlich nicht nur die Bereiche der Wahrnehmung, der kognitiven oder der emotionalen Verarbeitung. Ebenso denkt man an ein stark reaktives, passives Verhalten, und Fatalismus scheint mit optimaler Konditionierbarkeit einherzugehen. Auch auf der Ebene des Verhaltens bzw. Handelns soll ergänzend auf den Aspekt des Schwankens hingewiesen werden: mal kann es sich um Reaktionen auf externe, mal um solche auf interne Stimuli handeln. Ein solches Verhalten könnte man auch als *labil*⁹ bezeichnen, um deutlicher zu machen, daß es hier nicht um situationsadäquate Flexibilität aktiven, zielgerichteten Handelns, sondern um eine unreflektierte Überanpassung geht.

Im schematischen Überblick ist noch eine andere (a. 2) als die bislang beschriebene Variante (a. 1) eines fatalistisch-schwankenden Bewußtseins angeführt. Denkbar ist auch der Glaube an das Schicksal oder an „höhere“ Mächte. Einflüsse werden dann weder innen noch außen lokalisiert. Oder es erscheint möglich, daß sie dort zwar ansetzen, daß aber ursprünglich „dahinter“ stehende, „tiefer“ liegende Kräfte als ausschlaggebend gelten. Hier sollen allerdings nicht generell religiöse Orientierungen subsumiert werden (die wir empirisch übrigens bislang in unseren Einzelfallstudien nur in Zusammenhang mit der hier am höchsten bewerteten, interaktionistisch-flexiblen Bewußtseinsform vorfanden). Nur eine fatalistisch-naive Orientierung ist gemeint, wo sich der Glaube an eine verborgene Intentionalität oder „Vorsehung“ jenseits der eigenen Vorhersehbarkeit und Einsicht mit dem Bewußtsein vollständiger Determination verbindet.

Nach der Beschreibung des ersten der für möglich gehaltenen Grundmuster sei noch einmal ausdrücklich betont, daß es sich um eine vorläufige und hypothetische Klassifizierung handelt, deren empirische Brauchbarkeit sich zwar in unseren Beispielen andeutet, damit aber natürlich nicht als belegt gelten kann. Allerdings können hier auch nicht die üblicherweise gewonnenen¹⁰ Befunde der Forschung zum „Locus of control“ herangezogen werden. Selbst wenn eine fatalistische Form (im Gegensatz zu einer interaktionistischen) bereits bei Operationalisierungen berücksichtigt wurde, weisen unsere Erfahrungen mit offeneren, weniger standardisierten Erhebungsmethoden darauf hin, wie sehr es auf die Bedeutung, den Sinn von Antworten ankommt. Dieser Sinn wird bei gebräuchlichen Items und festen Antwortvorlagen z. T. nicht eingefangen oder sogar verfehlt. Zur Veranschaulichung: der oben zitierte Arbeiter weist trotz der singgemäß allein möglichen Zuordnung zur eben beschriebenen Form selbst im gleichen Interview zurück, daß er an den „Zufall“ glaube – und nur danach würde er bei einer Verwendung der entsprechenden Skalen gefragt werden.

Diese sowie die nun folgenden Bemerkungen gelten nicht nur für die fatalistische Variante, sondern für alle weiterhin zu beschreibenden Formen des Kontrollbewußtseins: Die subjektive Bedeutung mag zwar deutlich aber nicht eindeutig klassifizierbar sein. D. h. empirisch existieren bei einer Person mehrere Bewußtseinsformen nebeneinander oder Zwischenformen, die jedoch aus diesen hypothetischen Grundformen abgeleitet werden könnten. In Frage kommen z. B. Vorstellungen von der eigenen Person als „Glückspilz“ oder „Pechvogel“, in denen sich der Glaube an den Zufall mit einer stabilen internen Lokalisierung verbindet. Oder aber Verhalten wird inneren Begabungen und Erbanlagen zugeschrieben oder z. B. auch auf soziale Regeln von Institutionen bzw. von Gesellschaft schlechthin zurückgeführt; zugleich werden derartige Faktoren aber als schicksalhafte begriffen.

Wichtiger als der Hinweis auf die empirische Gleichzeitigkeit erscheint aber noch der auf eine mögliche Ungleichzeitigkeit oder das räumlich unterschiedliche Auftreten der analytisch unterscheidbaren Formen. In diesem Sinne sind die hypothetischen Grundmuster, soweit sie in ihren raumzeitlichen Implikationen als einander ausschließend konzipiert sind, empirische Extremformen. Geprüft werden muß, ob tatsächlich eine Tendenz in die damit angegebene Richtung über einzelne Situationen, Situationsbereiche, Lebensbereiche und Lebensabschnitte hinweg besteht. Wenn Menschen eigentlich andere Vorstellungen favorisieren, schließt das natürlich nicht aus, daß sie im Einzelfall auch den Zufall in Betracht ziehen. Zufall oder Unerklärlichkeit bleiben jedoch Residualkategorien, Ausnahmen, welche die Regeln der übrigen Deutungsmuster bestätigen. Möglicherweise wird der Zufall sogar bewußt nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen beim Kalkül eigener Handlungen berücksichtigt. Von einer auch empirischen „Grund“-Vorstellung kann hier dagegen nur die Rede sein, wenn darin der Zufall überzufällig oft, die Regellosigkeit regelmäßig auftritt.

B) Deterministisch-rigide Grundvorstellungen

Nachdem eine fatalistisch-schwankende Grundvorstellung beschrieben worden ist, bei der einmal innere, ein anderes Mal äußere Einflüsse als unerklärlich, unvorhersehbar und unabänderlich gelten, rücken nun die ursprünglich zentralen Kontrollorientierungen in den Blick. Daß beide Formen gemeinsam als *deterministisch* bezeichnet und nun parallel behandelt werden, war eingangs erklärt worden. Damit steht noch nicht die empirische Trennschärfe der üblichen Differenzierung zur Diskussion. Die bisherige Unterscheidung wird auch weiterhin als relevant, jedoch als theoretisch nachgeordnet angesehen. Für unsere Argumentation ist auch noch gar nicht wesentlich, daß eine interaktionistische Form im Alltag eventuell kaum vorkommt, bzw. daß empirisch möglicher Weise häufiger Personen mit den üblichen Orientierungen anzutreffen sind. Wichtig ist zunächst nur, daß allein aufgrund der hypothetisch möglichen Existenz einer interaktionistischen Bewußtseinsform nun nicht mehr sofort die Polarisierung nach Externalität vs. Internalität, sondern der gemeinsam vorherrschende Determinismus in den Vordergrund rückt.

Diese erste Kennzeichnung bezieht sich aber wiederum auf situative, zeitlich punktuelle Grundmuster. Eine und dieselbe Person kann sich nämlich in einer Situation als Objekt in einer anderen als Subjekt begreifen. Solange lediglich die Determinationsrichtung zeiträumlich variiert (z. B. in Abhängigkeit von strikt segmentierten Lebensbereichen wie Arbeit und „Freizeit“), kann noch nicht von einem interaktionistischen Vorstellungsmuster die Rede sein. Nur um einem derartigen Mißverständnis vorzubeugen, wird diese deterministische, aber weniger rigide Zwischenform hier bereits im Vorgriff auf die spätere Darstellung erwähnt. Die eigentlichen Grundvorstellungen werden demgegenüber als *rigide* bezeichnet. Denn je ausschließlicher und einseitiger nur externe bzw. nur interne Faktoren für Verhalten innerhalb einer Situation verantwortlich gemacht werden, desto näher liegt auch die Vorstellung ihrer raumzeitlichen Konstanz. Ebenso, wie in traitspsychologischen Ansätzen die Annahme der Verursachung von Verhalten durch psychische Entitäten mit einer Konsistenzannahme verknüpft wird, gelten wohl auch im Alltag innere Determinanten weitgehend als statisch. Eigenschaften, Fähigkeiten, Talente, Begabungen oder Erbanlagen erscheinen als grundsätzlich vorhanden und werden dann in ihrer spezifischen Manifestation geschildert. Eine derartige, im üblichen Sinne *internale* Orientierung zeigt sich auch in unseren Interviews:

(3) „Am meisten wird dit (mein Leben) natürlich durch mich selbst beeinflusst, möcht' ick sagen. Dit is so jewissermaßen, mein' eigenen Kopp halbwegs jut durchgesetzt. . . . (I: Kannst du das mal so'n bißchen erklären?) Ja, dit jing zum Beispiel los, zum Beispiel mit der Arbeit, wat' ick lernen wollte, dit war meine Sache, da hat mich keen andrer beeinflusst, da wurd' ick ooch durch nüscht beeinflusst. Denn, wenn' ick irgendwelche Anschaffungen tätige, dit ist natürlich ooch mein Einfluß. . . . (Mit dem Beruf) dit hat sich zum Beispiel ooch ergeben aus meinen Fähigkeiten, daß ick den Beruf ergriffen habe, sicherlich, und weil' ick 'ne gewisse Vorstellung hatte, wat der Beruf so beinhaltet. . . . Wenn' ick mir 'n Beruf also wählen müßte, würd' ick den nich wählen, wenn ick von vornherein nich hundertprozentlich weel, daß' ick mich dazu einijermaßen eignen würde. Wenn' ick da im Zweifel wär', würd' ick da wahrscheinlich druf verzichten.“

Ebenso deutlich ist die Aussage eines anderen Arbeiters zuzuordnen:

(4) „Nja, dis würd' ich sagen, kommt zusammen, also Fähigkeiten hab' ich mitgebracht für den Beruf, ja und die Anlage dazu. Ich meine, weil's von der Familie her schon kam, ne, also das Interesse war da, naja und denn, eigene Interesse, und denn schon von der Lehrzeit her Anstrengungen, Bemühungen, sich da auch einzuarbeiten, war schon vorhanden. Also wirklich von mir selbst aus gegeben, ne. . . . (I: Das haben wir jetzt ausdrücklich auf den Beruf bezogen. Würden Sie das also in Hinblick auf Ihr Privatleben auch so sehen? Daß Sie also da hauptsächlich . . .) Ja, ich würd' sagen, da führ' ich mein eigenes Leben, also da gibt's keine andern, die sagen, also dit mußte so oder so machen. Dis liegt also ganz bei mir, welche Entscheidung ich da nun für jede Situation treffe. (I: Und, ich mein', an welche Fälle denken Sie da so also etwa im Privatleben jetzt mal?) Naja zum Beispiel wie sich meine Eltern scheiden lassen haben, da kam da so die Frage, zu wem man ziehn will oder so . . . Da war dit also nicht so, du kommst zu mir oder so, da hab' ick jesagt, sowat gibt's nich, die Entscheidung treffe ich ganz alleine. . . Also, da war auch keiner, der gesagt hat, also den Beruf müßteste machen oder so. Also das hat man mir völlig freigestellt. Das war meine eigne Entscheidung, was ich machen wollte. Und denn so ganze Lehrzeit und jetzt auch, dis alles für mich abgestimmt, von mir aus.“

Eine solche Form des Kontrollbewußtseins verleiht Sicherheit. Im Gegensatz zum fatalistischen Muster erscheint die Welt als prinzipiell geordnet, im Gegensatz zum inter-

aktionistischen als allzu einfach strukturiert. Charakteristisch dafür ist eine Äußerung des zuerst zitierten Arbeiters im weiteren Interviewverlauf:

(5) „Ich bin der Meinung, jede Situation kann man irgendwie erklären, dit is keen Zufall.“

Aber nicht nur einzelne Situationen, sondern auch ihr Ablauf erscheint erklärbar. Und langfristig gesehen verlängert sich das Muster einer geradezu übermäßig konsistenten Deutung persönlicher Vergangenheit in eine ganz und gar eindeutige oder unreflektierte Zukunft. (Von den gleichen Befragten, die hier zum Kontrollbewußtsein zitiert werden, könnten die dementsprechenden Äußerungen zum Zeitbewußtsein exemplarisch angeführt werden.)

Bei dem zweiten der soeben als typisch zitierten Arbeiter war nicht mehr allein von ganz und gar stabilen Faktoren, sondern auch von Anstrengung, Interesse und Bemühen die Rede. Weil sich solche inneren Faktoren nur durch ihren Bezug zu Aspekten der Außenwelt genauer bestimmen lassen, deutet sich darin eine qualitativ andere Vorstellungsform an. Damit komme ich auf eine etwas verwirrende Vielfalt möglicher Unterscheidungen:

Von attributionstheoretischer Seite wird die Differenzierung nach *Stabilität* und *Variabilität* der Kontrollfaktoren betont, auf die Menschen ihr Verhalten zurückführen. Man könnte nun meinen, damit sei eine interaktionistische Position bereits begrifflich klar vorweggenommen. Variabilität wird jedoch nicht eindeutig auf die Relation von „Innerem“ und „Äußerem“ bezogen. Wenn man dies tut, erscheint zur Charakteristik einzelner Faktoren viel entscheidender, ob sie durch solche der anderen Seite als prinzipiell *beeinflussbar* oder als *gar nicht beeinflussbar* angesehen werden. Zu den ihrerseits nicht beeinflussbaren Komponenten könnten dann jedoch nicht nur stabile Eigenschaften oder Erbanlagen gezählt werden. Es kämen auch variable Faktoren in Frage, deren zeiträumliches Auftreten ebenfalls unveränderlichen Gesetzen folgt. Als Beispiele für solche äußerlich *variablen, aber gesetzmäßig* bestimmbaren Faktoren lassen sich das körperliche Wachstum oder klimatische (an Jahreszeiten und geographische Bedingungen gebundene) Veränderungen anführen (b. 2). Entsprechend könnten Menschen auch innere Veränderungen auf biologische Gesetze zurückführen, wobei uns hier nicht interessieren soll, ob eine solche Analogie richtig oder falsch ist. Zum Beispiel gibt es sicherlich Alltagsvorstellungen in Entsprechung zu organismischen Stufenkonzepten psychischer Entwicklung. Häufig ist etwa dann, wenn das Verhalten von Kindern mit dem „Trotzalter“ oder das von Jugendlichen mit der „Pubertät“ erklärt wird, eine solche Vorstellung von Unabänderlichkeit und universeller Regelhaftigkeit im Spiel (c. 2).

Bevor ich nun darauf zurückkomme, daß Menschen Anstrengungen oder Interessen als Ursachen für Verhalten und Ereignisse im eigenen Leben nennen, sei noch eine weitere Unschärfe in der attributionstheoretischen Klassifikation erwähnt. Es könnte mißverständlich sein, wenn *Kelley* (1967) die „Situationscharakteristik“ und *Weiner* (1972) die „Aufgabenschwierigkeit“ als extern-stabil bezeichnen. Deutlicher wäre es, würde man hier künftig als wirkliches Pendant zu Persönlichkeitseigenschaften (c. 1) alle statischen Aspekte von Umwelt subsummieren – z. B. Materialeigenschaften in der gegenständlichen Umwelt; Dispositionen anderer Personen in der sozialen Umwelt (b. 1).

Als beeinflussbar und variabel können innere, auf ein Ziel in der Außenwelt gerichtete Kräfte gelten. Sie sollen exakter als *variabel, aber intendiert*¹¹ charakterisiert werden. Intentionalität kann jedoch nicht nur für eigenen Willen, eigene Anstrengung und eigenes Bemühen (c. 3), sondern auch für externe Faktoren (b. 3) – aber nur solche der sozialen Umwelt – ausschlaggebend sein. Grenzt man eine fatalistische Orientierung aus, so werden Menschen üblicher Weise dann als external bezeichnet, wenn sie die Macht anderer Personen als determinierend für ihr eigenes Leben ansehen. Es liegt auf der Hand, daß hier nicht nur individuell intendierte Einflüsse tatsächlicher, „signifikanter“ Personen, sondern auch Erwartungen von „verallgemeinerten Anderen“ infrage kommen. Weil also auch externe Rollenanforderungen oder Normen gegenüber internen Wünschen oder Bestrebungen übermächtig werden können¹², sprechen wir außer von intendierten auch von *sozial regelhaften* Faktoren (im Gegensatz zu den ihrerseits völlig unbeflussbaren Naturgesetzen). Damit begibt man sich bereits auf ein ganz anderes *Aggregationsniveau*, dessen exakte Bestimmung für diese Bewußtseinsvariante noch unabhängig von empirischen Befunden unumgänglich erscheint: Menschen können sich einmal angesichts der Macht einzelner anderer Personen ohnmächtig fühlen, dann können sie sich auf anderer Ebene und unabhängig davon der Übermacht von Gruppen, Institutionen, Rollen und Normen ausgesetzt sehen; und schließlich können sie sich ganz generell als Opfer gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Kräfte begreifen (vgl. dazu z. B. *Gurin* u. a. 1969).

Die letztgenannten Komponenten sind nun allerdings keine ausschließlich deterministischen mehr. Die *Intensität oder Stärke* des Einflusses innerer oder äußerer Faktoren ist vielmehr abhängig von der Beeinflussbarkeit der jeweils anderen Seite. Die Macht anderer Personen oder die Forderungen von Institutionen und darauf gerichtete persönliche Anstrengungen bedingen einander wechselseitig. Diese Varianten werden einer interaktionistischen Bewußtseinsform nur deshalb nicht zugerechnet, weil der Einfluß einer Seite als überaus stark und der der anderen als verschwindend gering vermutet wird. Und wie beim Fatalismus kommt es auch hier auf die subjektive Bedeutung an: Wenn von eigenen, überaus starken Anstrengungen gesprochen wird, sind u. U. eigentlich statische Eigenschaften oder Anlagen gemeint. Und auch soziale Regeln und Normen können subjektiv fälschlich die Bedeutung von Naturgesetzen haben. Oder die Übermacht von Personen, Gruppen oder Institutionen gilt als ewig und unabänderlich. Eingangs waren Vertreter einer generalisierten Kontrollerwartung zu Wort gekommen, die man sicher auch mit üblichen psycho-diagnostischen Instrumenten als internal hätte klassifizieren können. Äußere Einflüsse werden zwar als Ausnahmen erwähnt, „typisch“ sind diese Arbeiter aber wegen ihrer sehr deutlichen Tendenz, ausschließlich oder stark deterministische Einflüsse der eigenen Persönlichkeit zuzuschreiben; und das geschieht relativ rigide, unabhängig von Kontexten oder durchgängig bezogen auf alle Situationen und Lebensbereiche. Bei keinem unserer jungen Facharbeiter fanden wir (bislang) eine umgekehrte Tendenz, eine externale Orientierung im üblichen Sinne. Ein anderes Bild ergibt sich, wenn Personen nicht mehr sich *selbst* beschreiben. Andere Personen werden häufig als Objekt von Kontrolle bzw. von äußeren Einflüssen gesehen. Und unsere Arbeiter schätzen generell außengelenkte, allzu beeinflussbare Menschen zugleich als erfolglos ein. Da sich die von uns Befragten aus ihrer gemeinsamen Lehr-

zeit untereinander gut kennen, ist nun nicht uninteressant, wie sie sich gegenseitig beurteilen. Die Arbeiter, die sich selbst zuvor ganz und gar als Herr ihres eigenen Handelns und Lebens sahen, werden von außen gar nicht als so autonom beurteilt. Ihre subjektive Einschätzung wird angesichts *objektiv* vorhandener äußerer Einflüsse für *illusorisch* und unrealistisch gehalten. (Auf diesen Punkt und Beispiele komme ich im nächsten Abschnitt zurück.)

Mit ein paar ausführlicheren Bemerkungen zu *Zwischenformen* kann zur Darstellung der interaktionistisch-flexiblen Grundvorstellung übergeleitet werden: Angesichts objektiv variierender Freiheitsgrade in strikt segmentierten Lebensbereichen erscheint es in unserer Gesellschaft wohl in der Tat unrealistisch, wollte man sich durchgängig vom Erleben eigener Macht leiten lassen. Ebenso fehlt am Platz erscheint eine ganz rigide Orientierung an äußeren Einflüssen. Demgegenüber wäre es bereits angemessener, wenn sich ein und dieselbe Person flexibel als Subjekt und Objekt begreift, dabei jedoch an sich selbst in unterschiedlichen Situationen oder Lebensbereichen denkt. In unseren Interviews ist etwa die subjektive Trennung zwischen Arbeit und „Freizeit“ besonders auffallend. Sie wird häufig mit der Unterscheidung nach Fremd- und Selbstbestimmung auf das Engste verknüpft. Dazu ein Beispiel:

(6) „So wie ich schon sagte, also im Arbeitsbereich jetzt kann' ich meine Entscheidung nicht immer alleine treffen, weil' ich Vorgesetzte habe, Kollegen, die mehr Erfahrung haben jetzt in bestimmten Bereichen, wo ich jetzt mich anpassen muß. Während im privaten Bereich, da bin' ich mein eigener Herr, da kann' ich sagen, det mach' ich, det mach' ich nich. . . . Im Privatbereich, da bin' ich uf keenen anderen angewiesen jetzt, also direkt angewiesen, während ich uf Arbeit, ich verbring ja mit meinen Kollegen die meiste Zeit überhaupt, die meiste Zeit so von seinem Leben kann man sagen verbring' ich mit den Kollegen uf Arbeit . . . also da muß man sich nun anpassen, während man das in seiner Freizeit nicht unbedingt braucht.“

Eine prinzipiell deterministische Sichtweise (trotz der Flexibilität, was die Determinationsrichtung anbelangt) läßt sich zumindest aufgrund einer einzigen derartigen Äußerung nicht ausschließen. Ob es sich um eine interaktionistische Vorstellung handelt, kann erst dann festgestellt werden, wenn genauer nach dem Zusammenspiel innerer und äußerer Faktoren in ein und derselben Situation bzw. im selben Lebensbereich gefragt wird.

C) Die interaktionistisch-flexible Grundvorstellung

Mit diesem Hinweis, daß es zunächst um die Gleichzeitigkeit, um die intrasituative Interaktion interner und externer Faktoren geht, wird deutlich, daß sich die erste Bezeichnung als *interaktionistisch* wiederum auf ein situatives Grundmuster bezieht.

Im folgenden werden nun mehr Beispiele als bisher angeführt. Denn einmal kommt diese Vorstellung in unseren Interviews tatsächlich und in ganz klarer Form vor – und zwar häufiger als die anderen Grundvorstellungen. Auch wenn sich, wie gesagt, nach nur wenigen, intensiven Fallstudien Spekulationen zur Häufigkeit des Vorkommens verbieten, läßt sich aber zumindest mit einigem Recht vermuten: Personen mit einem solchen Kontrollbewußtsein sind nicht derart selten, daß sich ihre genauere Beschreibung einfach erübrigen würde.

Weiter wird dem Leser, der die üblicher Weise zum „Locus of Control“ gestellten Fragen kennt, vielleicht besonders durch diese Beispiele (ohne daß deren Entstehung hier bereits methodisch erläutert werden muß) folgendes offensichtlich: daß nämlich eine interaktionistische Bewußtseinsform bzw. Kontrollorientierung bislang weder theoretisch¹³ noch bei der Operationalisierung berücksichtigt wurde (so daß man die bisherigen empirischen Befunde natürlich auch gar nicht als Beleg für ihr Nichtvorhandensein heranziehen kann). Darüber hinaus wird sogar von vornherein mit der standardisierten Erfassung deterministisch-rigider Vorstellungen die des entgegengesetzten, interaktionistischen Grundmusters verhindert.

Man könnte nun einwenden, daß sich in vielen neueren Fragebögen Personen durchaus zugleich als external und als internal beschreiben können. Denn im Gegensatz zur Rotter-Skala ist die Stellungnahme für eine Einflußquelle nicht mehr mit der Entscheidung gegen eine andere gekoppelt. Gleichwohl wird in keiner Frage nach der möglichen Gleichzeitigkeit, nach der Art des Zusammenspiels oder der Dominanz einer Seite angesichts der anderen gefragt. Nicht nur mit der Formulierung jeder einzelnen Frage, sondern auch mit den fest vorgegebenen Antwortalternativen sowie mit den generellen Instruktionen¹⁴ wird der Erfassung einer interaktionistischen Form des Kontrollbewußtseins also a priori entgegengesteuert.

Als erstes Beispiel wird eine Äußerung des zuletzt zitierten Arbeiters genannt, aus der nun klarer wird, daß zuvor nicht ein eigentlich deterministisches Muster beibehalten wurde, sondern daß eine interaktionistische Vorstellung zumindest auf den Lebensbereich Arbeit bezogen wird.

(7) „Na gut, also, wenn' ich jetzt von der Arbeit ausjehe, würd' ich sagen, da bestimm' nich ich alleine, wat' ich werde oder wie jut ich da bin uff Arbeit, sondern (das) bestimmt also die Kolonne bzw. meine Arbeitskollegen mit mir, je nach dem, wie sympathisch ich denen bin, wie sie mich unterstützen, wat sie mir beibringen, danach richtet sich dit, also wat aus mir wird. (I: Also Du würdest sagen, Arbeit ist eigentlich ein gutes Beispiel dafür, daß Du zwar auch . . .) Ich muß zwar ooch wat dazu tun . . . (I: auf eigene Kraft bauen kannst, aber da sind doch ganz entscheidend auch äußere Einflüsse, und da denkst Du vor allen Dingen an die Kolonne.) Auf jeden Fall, also an meine Kollegen, mit denen ich zusammenarbeiten muß. Ich muß den eigenen Willen mitbringen bei der Arbeit, um wat zu lernen, die Kollegen können mich unterstützen und können det also genau so gut sein lassen, denn es ist ja keener perfekt bei uns. Und bei der Arbeit überhaupt nicht bei uns, ich muß also immer lernen. Wenn' ich jetzt zwar Interesse mitbringe, bloß ich hab' keene Unterstützung, dann lern' ich ooch nisch.“

In gleicher Weise berücksichtigt ein anderer junger Facharbeiter beide Seiten, innere und äußere Einflüsse – nun jedoch innerhalb beider Hauptlebensbereiche Arbeit sowie Freizeit:

(8) „Na, nun, wenn man jetzt 'ne feste Bindung hat mit jemand, denn is man nu ooch nich wieder (Herr seines eigenen Lebens), denn muß' ich ja ooch teilen. Obwohl man da ooch selbst entscheidet. Da würd' ich schon sagen . . . (I: Sind es typische Situationen, an die du denkst?) Nö, nö. Eigentlich so mehr oder wenjer die täglichen Auseinandersetzungen, die man eben so durchzustehn hat, ob dit nu gute sind oder schlechte sind oder . . . dit is ooch wieder je nach dem. (I: Ja. Da warst du ja am Anfang so geneigt, ziemlich eindeutig zu sagen, na, es ist doch eigentlich, also da ist es stärker, bin ich es selbst, der, der da bestimmt, ja? Und dann hast du das so'n bißchen zurückgenommen und hast gesagt, nee, es kommt ja auch, wenn du genauer nachdenkst, auf die Freundin drauf an.) Nö, nee, ich hab' ja meine eigne Meinung. Wenn' ich da wat vorbringe, dann muß man sich dit

ooch anhörn, meine Partnerin, und denn wird entschieden, zusammen entschieden, wat passiert. Obwohl' ick da meine Meinung ja erstmal einbringe. . . . Und uf Arbeit kann man ooch nicht allet zu seinem Nutzen bringen. Persönlich schon eher, obwohl' et da ooch nicht immer geht. Da kann man ooch, muß man ooch wieder sagen, je nach dem. Dit haut so nich hin, wenn man dit jetzt so korrekt einteilt in, richtig feste Punkte, dit geht so nich, dit muß ma allet unterschiedlich sehn. Ich kann uf Arbeit manche Sachen für mich entscheiden und manche Sachen ooch wieder nich. Und Politik eigentlich schon wenjer weit entfernt, obwohl man dadurch, indirekt, durch die Wahl und durch sonstige Sachen da ebend nu ooch wat machen könnte, aber . . ."

Am folgenden Beispiel wird klar, wie sehr die bisherigen Muster in der hier behandelten interaktionistischen Grundvorstellung aufgehoben sind. Dem Arbeiter, der nun zu Worte kommt, läßt sich sicherlich keine external-rigide Kontrollorientierung zusprechen, auch wenn er in diesem Beispiel externe Faktoren als übermächtig schildert (allerdings in sehr differenzierter Weise, d. h. unter Berücksichtigung des Aggregationsniveaus; auf diesen Punkt komme ich noch zurück). Ganz deutlich wird aber die individuelle Anstrengung immer als Komponente mitgedacht (vgl. die Varianten b. 3, c. 3).

(9) „Auh, das ist doch schwer zu sagen. Auf jeden Fall, wenn man die Gesellschaft als solche als äußeren Einfluß geltend machen kann, denn isset sehr stark die Gesellschaft. Jeder von uns im Grunde genommen wird von der Gesellschaft geprägt . . . Das hängt also . . . jetzt gerade so, ja mit Doppelverdienern zusammen . . . wenn niemand da is, um sich um die Kinder zu kümmern, das hängt vom Wohnort ab, von den Leuten, die man trifft, die ei'm Entwicklungsmöglichkeiten geben, vom Freundeskreis, ob der dit nich blockiert — wenn man sich da nich durchsetzen kann und gruppenstark is oder sonst irgende Besonderheit hat. So als stüknormaler Typ, so als Durchschnittsmensch hat man da also recht wenig Möglichkeiten. Man wird größtenteils jeschoben. Gut, bestimmte Schlüssel-erlebnisse sind vom Zufall abhängig, äh Aber die äußeren und die Zwänge sind erstmal da, wa . . . Obwohl man die meistens janich sieht. Also ick sehe immer nur zu, daß ick wat machen möchte und daß ick mir Mühe jebe und versuch dit immer wieder und daß ick dajegen einfach nich ankomme. Ick werd' so oft jeschoben und jedrückt, dit sieht man einfach ooch, ja.“

Wie überaus wichtig aber gerade bei diesem jungen Facharbeiter auch interne Faktoren sind, wird im folgenden Beispiel deutlich. Wieder werden gemäß unserem ersten Kriterium für diese Grundvorstellung beide Seiten, innere und äußere Einflüsse zugleich berücksichtigt.

(10) „Ich meine so im Moment, für den Freizeitbereich bin' ick auf mich selbst angewiesen. Dit heißt, da stehn also ooch äußere Einflüsse mit drin, dit heißt, inwieweit ick mich da nu mit der Familie beschäftigen muß . . . Aber auf dit wat' ick mache und wieweit' ick aktiv bin, dit kommt uf mich selber an ob ick mich ufraffen kann, wa. Ob ick halt eben sage, ick scheiß euch wat vorn Kopp, wa, ick mach meinen Mist hier nich mit, ick schließ mich also aus von diesem Terror (gemeint ist die allgemeine Außenlenkung und Manipulation von „Freizeit“), denn für mich is dit also 'n endloser Kampf, der hier ausgefochten wird, dit is'n Dschungel, durch den jeder sich durchkämpft, so jut wie er kann, und ick sage mir, ick mach dit nich mit, wa. Ick jeh' halt eben in dit . . . (Institution kirchlicher Jugendarbeit), wo halt die Leute sitzen, mit den' ick jut klar komme, so wie X., die vorhin rinkam oder so, ja und so wat . . . Viele Leute verbringen Freizeit, indem se die Zeit verschwenden, um sich denn Freizeit zu koopen, wa. Ja, wie soll man dit formulieren . . . , wa . . . Also im Grunde jenomm', die freie Zeit, wat zu machen, is da und Bedürfnisse sind da, wa . . . Dit is der alte Punkt, wo du wat jegen machen kannst, wa, indem de nämlich ufstehst und sagst, so nich meine Herren, wa.“

Während derselbe junge Arbeiter von der Dominanz externer Faktoren auf genereller, gesellschaftlicher Ebene spricht (Beispiel 9), sieht er sich selbst jedoch auch als Ent-

scheidungsinstanz für sein eigenes Leben. Das gilt nicht nur für seine Freizeit (Beispiel 10), sondern auch z. T. für die Arbeit (er hat z. B. von sich aus während unseres Untersuchungszeitraums den Arbeitsplatz gewechselt). Damit komme ich zur zweiten Kennzeichnung dieser Grundvorstellung. Sie wird *flexibel* genannt, weil zusätzlich zum intrasituativen Zusammenspiel auch die situativ unterschiedliche Stärke aller Komponenten berücksichtigt wird. Wenn nämlich zugleich an innere und äußere Faktoren, an ihre Beziehungsdynamik gedacht wird, dann liegt es nahe, daß dies Zusammenwirken von Situation zu Situation, von Bereich zu Bereich und von Lebensabschnitt zu Lebensabschnitt variieren kann.

Im Gegensatz zur intrasituativen Gleichzeitigkeit ist die Situationsspezifität des Kontrollbewußtseins bzw. nun genauer: die Vorstellung einer von Situation zu Situation wechselnden Dominanz interner und externer Faktoren bereits häufig erwähnt worden. Es handelt sich jedoch nur um einen von vielen Vorschlägen zur Differenzierung des ursprünglichen *Rotterschen* Ansatzes, die insgesamt bisher eine bloße Ansammlung¹⁵ ohne theoretischen Zusammenhang darstellen. Wenn dieser Vorschlag überhaupt bei der Operationalisierung berücksichtigt wird (z. B. bei *Hobner* und *Walter* 1981), so bestimmt der Forscher und nicht der Befragte, welche spezifischeren Situationen oder Lebensbereiche auszuwählen sind. In der Regel werden jedoch sonst kontextabgehobene Fragen gestellt, was natürlich plausibel ist, wenn man von vornherein nur deterministisch-rigide Orientierungen erwartet. Es läßt sich aber gleich ohne große Mühe zeigen, daß es Befragte gibt, die der Meinung sind, man könne vernünftiger Weise nur in Kenntnis der genaueren Umstände eine von Situation zu Situation, von Bereich zu Bereich unterschiedliche Einschätzung der Ursachen für eigenes Handeln und Ereignisse im eigenen Leben abgeben. Normalerweise bleibt solchen Befragten nur übrig, auf (für sie) falsch gestellte Fragen in den (für sie) falsch vorgegebenen Antwortalternativen still zu reagieren. Kommen sie in weniger restriktiven Erhebungsverfahren dagegen selbst zu Wort, dann äußern sie die Notwendigkeit einer situativen Differenzierung vermutlich von sich aus. Bei denselben Arbeitern, die eben als typisch für interaktionistisches Denken zitiert worden waren, kann eine solche Äußerung als weiteres Charakteristikum dieser Kontrollform gelten. Der eine unserer Befragten fängt im Interview folgendermaßen an zu argumentieren:

(11) „Dit Leben teilt sich ja in soviele Bereiche ein, wo man in manchen Bereichen selber die Initiative hat, bei manchen läßt man sich führn, bei manchen isset teils/teils. Dit sind soviele Bereiche, da kann man eigentlich janich so, im groben und ganzen kann man dit janich sagen. Im persönlichen Bereich zum Beispiel bin' ick immer selbst derjenige, der wat macht und wat tut und beruflich teils/teils. Und politisch bin' ick überhaupt nich dran beteiligt, weil dit von oben kommt. Dit is allet unterschiedlich. Die Lebensbereiche, dit kann man janich so pauschal beantworten.“

Dann kommt er detailliert auf das Zusammenspiel äußerer und innerer Faktoren zu sprechen und resümiert gegen Ende dieses Interviewabschnittes folgendermaßen:

(12) „Ich kann mich selbst da so janich beurteilen und in Sparten einteiln. Weil' ick ooch, manchmal bin' ick jenauso, der uf äußere Einflüsse allet schiebt und so, dit macht glaub' ick jeder. Da spielt immer allet zusammen. Nur uf äußere Einflüsse wat zu geben oder sich danach zu richten, dit klappt janich, also jetzt grob jesehn würd' ick dit sagen. . . . Weil so einteilen hier allet, in Bereiche wat einteiln, überhaupt, Leben kann man janich einteiln, dit is von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde unterschiedlich. Man kann da jetzt nich irgendwie Bereiche nehmen. Und allet so teiln.“

Der andere Arbeiter setzt mit der gleichen Argumentation ein:

(13) „Also dit kommt, wenn man dit in Bereiche ufteilt, wa . . . denn kann man also jeden Bereich . . . (I: Bereiche? Was meinst du damit?) Ja, Lebensbereiche, Abschnitte. Dit kann also bestimmte Abschnitte umfassen, Entwicklungsstufen, bestimmte Teile aus'm Leben, wa, äh . . . (I: Ja, Und da meinst du, sieht das vielleicht ein klein bißchen unterschiedlich mit diesen Einflüssen aus?) Dis kommt auch je nach dem an, in welcher Situation man sich bewegt, ne. Also aus meiner Sicht, wie ick dit jetzt so sehn kann, wa, und ick kenn ansich jetzt ja nur im Grunde jenomm' nur den unteren Kreis . . . also diesen, diesen proletarischen Kreis, und da isset also sehr häufig im schulischen Bereich, die äußeren Einflüsse, wa . . .“

Es lassen sich mühelos weitere Beispiele anführen, aus denen hervorgeht, daß auch die im letzten Abschnitt scheinbar so verwirrenden Differenzierungsaspekte von Kontrollfaktoren im Alltagsbewußtsein sinngemäß bei mehreren der von uns Befragten vorhanden sind, und daß eben diese Differenziertheit sie von anderen unterscheidet. Charakteristisch für die Arbeiter mit einer interaktionistisch-flexiblen Grundvorstellung ist z. B., daß sie von sich aus externe Faktoren besonders deutlich nach dem *Aggregationsniveau* unterscheiden und auf entsprechendem Aggregationsniveau auch interne damit in Beziehung setzen. Sie beziehen eigene Kontrolle auf die Macht anderer Personen. Und sie konfrontieren eine Übermacht auf anderer Ebene, nämlich der von Institutionen oder Gesellschaft schlechthin, nicht mehr ausschließlich mit persönlicher Ohnmacht – was wohl recht realistisch ist (vgl. Beispiel 9), sondern sie denken auch an Möglichkeiten kollektiver Kontrolle.

Bisher war zwar bereits von „realistischer“ oder situations-„angemessener“ Einschätzung bzw. von einer möglicherweise illusionären Vorstellung die Rede. Es fehlte aber eine klare Unterscheidung nach tatsächlichen und nach wahrgenommenen Einflüssen bzw. nach objektiver und subjektiver Kontrolle, wie sie z. B. bei *Oesterreich* (1979) als zentral eingeführt wird.

Bevor in den abschließenden Bemerkungen zumindest angedeutet wird, daß gerade im Anschluß an diese Überlegungen ebenfalls die theoretisch nächstliegende Frage ist, wie nun die „objektiven“ Kontrollstrukturen bestimmt werden könnten, sei aber noch ein Sachverhalt erwähnt: Befragte mit interaktionistisch-flexibler Orientierung erwähnen im Gegensatz zu den anderen diese Unterscheidung wiederum von sich aus. Die Reflexion über den Zusammenhang zwischen objektiver Kontrolle und ihrer möglicherweise verzerrten subjektiven Rezeption, über Realität und Illusion, ist also ein weiteres Merkmal dieser Form des „gesunden“ Menschenverstandes.

(14) „(I: Eigener Einfluß und . . .) Also, ick bin der Crack und so . . . Dit is ja also an sich so'ne alljemeine Verhaltensweise, die also ooch von der Werbung suggeriert wird, wa, du bist der Crack und du kannst der Crack sein, wenn de unser Produkt koofst. . . Daß dit im Grunde genomm' 'n größerer Einfluß is, wa . . . , dem man sehr schnell erliegt, wa . . . Und daß man sehr viel von Zufällen abhängt, wa, je nach dem, wenn die andern Fehler machen . . . Dit wird eigentlich nich jesehn, dis wird überschminkt dadurch und dit wird denn ooch jefordert, und dadurch kommt dit irgendwo so ooch, zu so'm Kleenkrieg, wa, jeder für sich . . . Man wollte die gesamte (Lehrlings-) Gruppe – bis uf zwei Leute – rauskanten wegen der Zeit . . . , weil der Zensuredurchschnitt durch die Zeit dermaßen jesunken war, daß' et also unmöglich jewesen wär', die Leute noch zu übernehm' . . . Dit weeß keen Aas von den' (den anderen Lehrlingen). Und ick hab' so oft von den' jehört, 'naja wir, wir sind ja da durch, wir sind ja die Cracks' . . . (I: Du hast gesagt, deine Lehrkollegen sind der Meinung, weil die so gut waren, haben die die Probezeit bestanden und gar nicht

gewußt, daß der Meister praktisch für sie den Kopf hingehalten hat.) Ja, mehr oder wenjer. (I: Und damit im Grunde genommen doch eigentlich 'ne unrealistische, falsche Einschätzung.) Also dit is 'ne ganze Reihe von Leuten, und ick weeß dit nur deshalb, weil der mir dit mal erzählt hat. . . . (I: Das gilt eigentlich für dich selbst auch.) Das gilt für mich auch, na klar gilt das für mich auch!“

Wenn Menschen mit einer interaktionistisch-flexiblen Form zugleich als realistisch bezeichnet werden können, so bezieht sich dieses Charakteristikum also nicht nur auf ihre Einschätzung anderer Personen, sondern auch auf ihre Selbstreflexion.

IV. Abschließende Bemerkungen

Da sich die eben beschriebenen Grundvorstellungen auf die Beziehung zwischen eigener Person und Umwelt richten, liegt es auf der Hand, daß sie sich in ihrer Entwicklung nicht unabhängig von tatsächlichen, differentiellen Umwelten begreifen lassen. Während außerdem etwa in organismischen Konzepten mit dem Erreichen einer höchsten und irreversiblen Stufe nach dem Ende der Kindheit oder des Jugendalters eine weitere „Entwicklung“ nicht mehr stattzufinden scheint, ist beim Kontrollbewußtsein von vornherein nur eine lebenslange Entwicklung denkbar. Nicht „Progression“ oder „Regression“, wohl aber ein Wechsel zwischen den mehr positiv und den mehr negativ bewerteten Formen erscheint im Zusammenhang mit einem objektiven Wechsel der Umwelten sehr wahrscheinlich. Engt man die Begriffe von Entwicklung und Lernen nicht auf den Erwerb spezifischer, institutionell geforderter Qualifikationen ein, so wird das Kontrollbewußtsein auch zentral für die Frage nach Sozialisation oder Persönlichkeitsentwicklung während der Lehrzeit und in der Erwerbstätigkeit. Es gilt nun, Kontrolle oder genauer: das Ausmaß an *Restriktivität* (vgl. dazu meine ausführlichen Überlegungen Hoff 1980; Lempert, Hoff, Lappe 1979) einerseits zwar als „objektiv“, d. h. unabhängig von der subjektiven Rezeption eines *einzelnen* Individuums zu bestimmen. Andererseits wäre es verfehlt, eine von der Person des Arbeitenden losgelöste, industriesoziologische Beschreibung der Eigenschaften von Lehr- und Arbeitsplätzen vorzunehmen (ähnlich der von situativen Kontexten losgelösten Erfassung von Persönlichkeits-Eigenschaften). Fragt man nach der subjektiven Relevanz für das Kontrollbewußtsein, so wären in Lehr- und Arbeitstätigkeiten zunächst einzelne Situationen danach zu unterscheiden, inwieweit objektive, äußere Faktoren entweder Verhalten als vorherbestimmbare Reaktion und als Anpassung an die Situation erzwingen oder aber Handeln als deren Aus- und Umgestaltung ermöglichen. Darüber hinaus – und das unterscheidet die hier anvisierte Untersuchung des Sozialisationspotentials unterschiedlicher Arbeitsplätze von der detaillierteren Suche nach Freiheitsgraden in relativ kurzfristigen Arbeitsabläufen (vgl. z. B. Hacker 1973; Volpert 1974) – wäre das Verhältnis einzelner Situationen oder Tätigkeitseinheiten zueinander, ihre Konstellation und Anordnung in größeren zeiträumlichen Einheiten zu berücksichtigen. Situationsbereiche oder „Settings“ wären dann nach Gleichförmigkeit (z. B. bei vorgegebenen, repetitiven oder durchgehend selbst zu definierenden Arbeitsaufgaben) oder Vielfalt zu unterscheiden; außerdem nach dem Ausmaß an Strukturiertheit durch eine mehr oder minder festgelegte Reihenfolge einzelner Situationen oder Tätigkeiten. Innere Rigidität oder Flexi-

bilität wäre also nicht nur auf äußere, in sich gleichförmig restriktive bzw. nicht restriktive Bereiche zu beziehen, sondern mit einer Entwicklung in Richtung auf interaktionistisch-flexible Formen des Kontrollbewußtseins wäre z. B. auch dann zu rechnen, wenn für einen Situations- oder Lebensbereich wie Arbeit das Nebeneinander oder sogar der Kontrast von sehr stark und sehr schwach restriktiven Situationen charakteristisch ist. In den zuvor zitierten Beispielen wurde deutlich, daß auch das Verhältnis ganzer Lebensbereiche wie Arbeit und „Freizeit“ zueinander persönlichkeitsrelevant wird.

Schließlich müßten in analoger Weise Lebensabschnitte in ihrer Relation zueinander berücksichtigt werden, d. h. Kontinuität oder Diskontinuität wäre zunächst noch unabhängig von subjektiver Interpretation entlang der objektiven Ereignisabfolge oder der Nahtstellen zwischen Abschnitten in der Vergangenheit einer Person festzustellen. Bei kontinuierlicher äußerer wäre auch die innere Entwicklung als kontinuierlich, als allmähliche Verfestigung einer Form des Kontrollbewußtseins zu verstehen. Je stärker aber der objektive Bruch z. B. zwischen Schul- und Lehrzeit, zwischen Lehre und eigentlicher Erwerbstätigkeit oder auch zwischen zwei späteren Abschnitten ist, je stärker eine in sich stark durchstrukturierte, restriktive Gegenwart durch eine offenere, kaum restriktive abgelöst wird (und umgekehrt), desto wahrscheinlicher werden auch mehr oder minder heftige innere Umbrüche. Sogar wenn man von einer Persönlichkeits- oder Identitätskrise sprechen könnte, wäre das durchaus auch positiv bewertbar (vgl. dazu Riegel 1978). Personen mit deterministisch-rigiden Vorstellungen könnten z. B. an Arbeitsplätze kommen, die sie zunächst völlig überfordern, weil autonomes Handeln und eine relativ flexible Aus- und Umgestaltung äußerer Faktoren verlangt wird. Bleibt es langfristig bei diesen Bedingungen, so ist jedoch u. U. auch mit einer allmählichen Entwicklung in Richtung auf interaktionistisch-flexible Grundvorstellungen zu rechnen.

Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projektes „Gesellschaftliche Arbeit als Sozialisation“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin. Als ständigem Diskussionspartner möchte ich Wolfgang Lempert herzlich danken.
- 2 Dabei ist allerdings die sozialpsychologisch verengte Version des Marx'schen Begriffs bei Seeman (1959) gemeint.
- 3 Das gilt auch für Darstellungen zum „Locus of Control“, in denen ganz ausdrücklich auf die persönlichkeitspsychologische Paradigmen Diskussion Bezug genommen wird (Reid, in: Magnusson und Endler 1977).
- 4 Die in diesem Beitrag am Rande behandelten, grundlegenden methodischen Probleme der Sozialisationsforschung werden meiner Meinung nach am klarsten von Köckes-Stangl (1980) herausgearbeitet.
- 5 Vgl. meine ausführlichere Diskussion und die Überlegungen zur Entwicklung einer interaktionistischen Rahmenkonzeption (Hoff 1980; Lempert, Hoff, Lappe 1979).
- 6 Damit soll jedoch keineswegs eine sogenannte „Entwicklungslogik“ wie in den Stufenkonzepten suggeriert werden.
- 7 Bei der Operationalisierung handelt es sich entsprechend um drei Skalen, die inzwischen auch im deutschen Sprachraum adaptiert worden sind; vgl. Mielke (1979) oder Krampen (1979).
- 8 Vgl. die Diskussion bei Mielke (1979, S. 5 ff.) und die entsprechenden Überlegungen bei Hochreich (1974) und Rotter (1975) zur Unterscheidung von „passiv-kongruenten“ und „defensiven“, nur scheinbar externalen Personen.

- 9 Im folgenden bleibt es aber bei der Bezeichnung „schwankend“, weil sich mit „Labilität“ möglicherweise stärker stigmatisierende Wertungen verbinden.
- 10 Einschlägig bekannte, amerikanische Instrumente sind im Anhang bei Lefcourt (1976) gesammelt.
- 11 Auf Intentionalität als Differenzierungskriterium weist auch Weiner (1974) hin.
- 12 Die hier behandelten Varianten (b. 3; c. 3) lassen sich besser in rollentheoretischer Terminologie: nämlich als spezifische Ausprägungsformen von Rollendistanz beschreiben.
- 13 Eine Ausnahme findet sich bei Fischer (1976). Er geht relativ ausführlich (S. 28 ff.) auf Kelleys Unterscheidung zwischen einfachen und komplexen kausalen Schemata ein. Dann wird jedoch auf die Hypothese verwiesen, multiple notwendige Ursachen würden eher in extremen Situationen erwogen. Daraus folgt aber noch nicht, daß Menschen ansonsten allgemein in ihrem Alltag monokausale Erklärungen bevorzugen. Nur über diese keineswegs schlüssige, weitere These gelangt Fischer zu einer so weitreichenden Aussage wie dieser: „Für eine Verknüpfung der Attributionstheorie mit der sozialen Lerntheorie können nun generalisierte Kontrollerwartungen konzeptuell gleichgesetzt werden mit einfachen kausalen Schemata, die Personen bei der Prognose von Handlungswirkungen und bei der Verarbeitung von Erfahrungen anwenden“ (S. 30).
- 14 Denn in fast allen Instrumenten (vgl. Lefcourt 1976; und sämtliche im Literaturverzeichnis angeführten Autoren bzw. deutschsprachigen Versionen von Bögen zum „Locus of Control“) wird auf „spontane“ Entscheidung für monokausale Erklärungen gedrängt. Wenn überhaupt Antwortalternativen zugelassen sind, hinter denen sich die Vorstellung einer Interaktion von internem und externem Locus der Kontrolle verbergen könnten („teils/teils“; „weiß nicht“; „uncertain“ usw.), so werden sie in der Instruktion quasi als Notlösung offeriert. Nachdenklichen Befragten wird also von vornherein etwas anderes als ihr (u. U. auf eine beid- und wechselseitige Beeinflussung gerichtetes) Nachdenken unterstellt. Für den Wissenschaftler sind damit lediglich Unsicherheit oder Entscheidungsunfähigkeit indiziert.
- 15 Vgl. z. B. Hoffmann-Lange u. a. 1979; der neben diesem Vorschlag zur Situationsspezifität am häufigsten diskutierte Punkt betrifft die Mehrdimensionalität (vgl. z. B. Gurin u. a. 1969; Mirels 1970; Reid und Ware 1973; Levenson 1974, 1976; im deutschsprachigen Raum z. B. Rost-Schaude u. a. 1975).

Literatur

- Andrisani, P. J., G. Nestel, Internal-external Control as Contributor to and Outcome of Work Experience, in: Journal of Applied Psychology, 61, 1976, S. 156–165.
- Elias, N., Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. I und II, Frankfurt 1976.
- Endler, N. W., D. Magnusson (Hg.), Interactional Psychology and Personality, Washington D. C. 1976.
- Ekehammer, B., Interactionism in Personality from a Historical Perspective, in: Psychological Bulletin, 81, 1974, 12, S. 1026–1048.
- Fischer, J. W., Generalisierte Kontrollerwartungen. Theoretische Analyse und Entwicklung eines Fragebogens, Forschungsbericht 87 aus dem Sonderforschungsbereich „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“ der Universität Erlangen-Nürnberg, 1976.
- Frese, M., Psychische Störungen bei Arbeitern, Salzburg 1977.
- Gurin, P., Gurin, G., Lao, R. C., Beattie, M., Internal-external Control in the Motivational Dynamics of Negro Youth, in: Journal of Social Issues, 25, 1969, S. 29–53.
- Hacker, W., Allgemeine Arbeits- und Ingenieurpsychologie, Berlin (DDR) 1973.
- Hochreich, D. J., Defensive Externality and Attribution of Responsibility, in: Journal of Personality, 42, 1974, S. 543–557.
- Hobner, H.-U., H. Walter, Ursachenzuschreibung (Locus of Control) bei Arbeitern und Angestellten. Einige empirische Befunde, in: Psychologische Beiträge, 23, 1981, S. 3–4.
- Hoff, E., Sozialisation als Entwicklung der Beziehung zwischen Person und Umwelt, Berlin 1980 (hektographiert).
- Hoffmann-Lange, U., P. Schmidt, B. Wegener: Einige Probleme der Anwendung der I-E-Skala (Interne/Externe Kontrollerwartung); in: ZUMA-Nachrichten Nr. 5, Mannheim 1979, S. 4–32.
- Kelley, H. H., Attribution Theory in Social Psychology, in: Nebraska Symposium on Motivation, Lincoln 1967.

- Köckeis-Stangl, E., Methoden der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K., D. Ulrich, Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim und Basel 1980.
- Krampen, G., Differenzierungen des Konstruktes der Kontrollüberzeugung. Deutsche Bearbeitung und Anwendung der IPC-Skalen, in: Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 16, 1979, 4, S. 573–595.
- Lefcourt, H. M., Locus of Control. Current Trends in Theory and Research, Hillsdale, New Jersey 1976.
- Lempert, W., E. Hoff, L. Lappe, Konzeptionen zur Analyse der Sozialisation durch Arbeit. Theoretische Vorstudien für eine empirische Untersuchung. Materialien aus der Bildungsforschung 14, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin 1979.
- Levenson, H., Activism and Powerful Others: Distinctions Within the Concept of Internal-external Control, in: Journal of Personality Assessment, 38, 1974, S. 377–383.
- Levenson, H., I. Miller, Multidimensional Locus of Control in Sociopolitical Activists of Conservative and Liberal Ideologies, in: Journal of Personality and Social Psychology, 33, 1976, S. 190–208.
- Lewin, K., Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, Bern 1963.
- Magnusson, D., N. W. Endler (Hg.), Personality at the Cross Roads: Current Issues in International Psychology, Hillsdale 1977.
- Mead, G. H., Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt 1968.
- Meyer, W. U., Leistungsmotiv und Ursachenerklärung von Erfolg und Mißerfolg, Stuttgart 1973.
- Mielke, R., Entwicklung einer deutschen Form des Fragebogens zur Erfassung interner vs. externer Kontrolle von Levenson (IPC). Bielefelder Arbeiten zur Sozialpsychologie Nr. 46, Universität Bielefeld 1979.
- Mirels, H. L., Dimensions of Internal Versus External Control, in: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 34, 1970, S. 226–228.
- Oesterreich, R., Entwicklung eines Konzepts der objektiven Kontrolle und Kontrollkompetenz. Ein handlungstheoretischer Ansatz, Berlin 1979 (Dissertation).
- Phares, E. J., Locus of Control. A Personality Determinant of Behavior, Morristown/New Jersey 1973.
- Reese, H. W., W. F. Overton, Models of Development and Theories of Development, in: Goulet, L. R., P. B. Baltes (Hg.), Life-Span Developmental Psychology: Research and Theory, New York 1970.
- Reid, D. W., Locus of Control as an Important Concept for an Interactionist Approach to Behavior, in: Magnusson, D., N. W. Endler (Hrsg.), Personality at the Crossroads: Current Issues in Interactional Psychology, Hillsdale 1977.
- Reid, D. W., E. E. Ware, Multidimensionality of Internal-External Control: Implications for Past and Future Research, in: Canadian Journal of Behavioral Sciences, 5, 1973, S. 264–270.
- Riegel, K. F., From Traits and Equilibrium Toward Developmental Dialectics, in: Nebraska Symposium of Motivation, Lincoln 1975.
- Riegel, K. F. (Hrsg.), Zur Ontogenese dialektischer Operationen, Frankfurt 1978 a.
- Riegel, K., Psychology Mon Amour. A Countertext, Boston 1978 b.
- Rost-Schaude, E., M. Kumpf, D. Frey, Untersuchungen zu einer deutschen Fassung der „Internal-External Control“ – Skala von Rotter, in: Tack, W. H. (Hrsg.), Bericht über den 29. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Salzburg 1974, Göttingen 1975.
- Rotter, J. B., Generalized Expectancies for Internal Versus External Control of Reinforcement, in: Psychological Monographs 80, 1966, 1 (Whole No. 609).
- Rotter, J. B., Some Problems and Misconceptions Related to the Construct of Internal Versus External Control of Reinforcement, in: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 43, 1975, S. 56–67.
- Rotter, J. B., M. Seeman, S. Liverant, Internal Versus External Control of Reinforcement: A Major Variable in Behavior Theory, in: Washburne, N. F. (Hrsg.), Decisions, Values and Groups, II, London 1962.
- Seeman, M., On the Meaning of Alienation, in: American Sociological Review, 24, 1959, S. 783–791.
- Volpert, W., Handlungsstrukturanalyse als Beitrag zur Qualifikationsforschung, Köln 1974.
- Weiner, B., Theories of Motivation: From Mechanism to Cognition, Chicago 1972.

- Weiner, B., An Attributional Interpretation of Expectancy-Value Theory, in: Weiner, B. (Hrsg.), Cognitive Views of Human Motivation, New York 1974.

Korrespondenzanschrift:
Dr. Ernst Hoff
Max Planck Institut
für Bildungsforschung
Lentzeallee 94
1000 Berlin